

Kapitel 1: Nora

Das Böse existiert erst durch dessen Erkennen.

Der Moment, als es seine Finger nach mir ausstreckte, mich langsam in seinen Bann zog, offenbarte sich mir subtil. Die Situation löste kein Grauen in mir aus, keine Furcht. Sie ließ mich nicht in die finsternen Tiefen meiner Seele abgleiten. Nein. Das Böse schlich sich raffiniert in mein Bewusstsein, pflanzte seine Samen eingehüllt in eine Mischung aus Bestürzung, Mitleid und einer krankhaften Neugierde in mein Innerstes.

Eingedenk meiner alltäglichen Probleme ging ich, einem Schlafwandler gleich, den kaum sichtbaren Waldweg entlang zu der kleinen Lichtung am Seeufer, wo ich für gewöhnlich meinen Geist öffnen und klaren Verstandes für einen Augenblick meine Zweifel hinter mir lassen konnte. Das Jahr war schon fortgeschritten, das Laub an den Bäumen begann sich zu verfärben, die tiefen, dunklen Grüntöne gingen langsam in herbstliches Gelb und Rot über. Die Geräusche des Waldes bildeten eine klangliche Kulisse, durch die das ferne Rauschen des Straßenverkehrs nicht dringen konnte. Das

Zwitschern der Vögel, stetes Rauschen aus den im Wind leicht gebeugten Baumkronen, schnelles Rascheln in den auf dem Boden liegenden trockenen Blättern, leises Knacken von dünnen Ästen, das sanfte Plätschern der auf das Ufer treffenden Wellen – das alles berührte meine Ohren wie sphärische Musik, vereinte sich mit meinen umherirrenden Gedanken, und wie durch Zauberhände gewirkt vermochte es Frieden in mir zu verbreiten.

Es war früh am Morgen. Die Luft, schwer von kleinsten Wassertropfen, legte sich kühlend auf meine nackte Haut im Gesicht, an den Händen und Beinen. Ich merkte, wie meine Konzentration sich langsam nach außen kehrte. Der beständige Zwang, alles und jeden kontrollieren zu wollen, dämmte ab, die leisen Stimmen, die mir irrationale Reaktionen auf meine Außenwelt zuflüsterten, wurden immer leiser und befanden sich kurz vor dem Verstummen. Vorsichtig durchkämmte ich mein Innerstes nach ihnen, voller Angst, dass meine Gemütslage plötzlich wieder umschlagen könnte, ich scheinbar grundlos zu weinen oder lachen beginnen würde, die im Verborgenen lauende Leere in mir mich zu verschlingen drohte. Diese Schwärze, die auch durch noch so viele Zuneigungsbekundungen nie aufgeheilt werden konnte, die mich verzweifeln ließ, an meinem Leben und nicht zuletzt an mir selbst.

Doch anscheinend schwieg mein dezenter Wahnsinn im Moment. Ich lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf die unmittelbare Umgebung.

Dieser Wald, er verkörperte meine wahre Liebe. Er gab mir Kraft, Zuversicht, er war meine Heimat. Auch der See mit seiner kleinen zauberhaften Insel, die den Geist längst vergangener Zeiten atmete, der schmale Schilfgürtel, in dem die Wasservögel ihre Brutplätze fanden, dieser unvergleichliche Blick in die Alpen und die gebrochenen Spiegelungen des Lichtes auf den Wellen, sie umarmten meine Seele, seit ich ein kleines Mädchen war.

Ich genoss den Moment des Alleinseins und der Stille. Das erste Morgenlicht verdrängte anfangs zaghaft, dann immer kraftvoller das Dunkel der Nacht. Schon erwärmten die Sonnenstrahlen das Wasser des Sees so weit, dass es in einer leichten Nebelschicht über der Oberfläche hing, gespenstisch anzusehen.

Für gewöhnlich legte ich meine Kleidung auf der alten Holzbank ab, die am Rand der Lichtung stand, glitt mit angehaltenem Atem in das kühle Nass und schwamm dann mit kräftigen Zügen hinaus in den See, bis ich keinen Grund mehr unter mir ausmachen konnte, und die Bäume am Ufer so klein wurden,

dass sie zu einem in sich verwobenen Dickicht zusammenzuwachsen schienen.

Als Kind befürchtete ich oftmals, dass ich nicht mehr zurück an die richtige Stelle finden würde. Grenzenlose Erleichterung durchflutete mich, wenn die bekannten Umrisse wieder deutlicher wurden, mir meinen Weg wiesen. Wehmütige Gedanken, die einer Kindheit galten, die keine echte war. Bereits zu jener Zeit drangen finstere Schleier in meinen Verstand, legten sich über meine Gefühle und mein Empfinden. Und auch damals schon spürte ich diese Sehnsucht in mir, allem zu entfliehen. Wenn ich im Wasser war, überkam mich oft der Wunsch, einfach so lange weiter zu schwimmen, bis die Kraft mich verlassen würde, ich langsam auf den Grund des Sees sänke, und die Schichten aus Schlick mich für immer gefangen hielten. Dann wäre endlich Ruhe. Kein Zwang mehr, keine Pflichten. Die Stille des Todes würde all dies verstummen lassen. Doch auch Zweifel überkamen mich. Was, wenn ich es mir plötzlich anders überlegte und zurückwollte? Die Strömungen im See würden meinen Körper nicht mehr freigeben. Die kalten Finger des Todes hätten ein leichtes Opfer gefunden, und diesen Klauen könnte ich niemals mehr entkommen. Und so trat ich den Rückweg trotz allen Sehns immer wieder an.

Ärgerlich schüttelte ich den Kopf. Meine Gedanken, sie schweiften schon wieder ab und verloren sich in der Vergangenheit. Ich sollte mich mehr auf das Hier und Jetzt konzentrieren.

Vor mir zeichneten sich nun sehr deutlich die schwarzen Konturen der Bäume gegen das heller werdende Licht ab. Das leichte Plätschern der Wellen am Ufer, wenn sie über die Kiesel rollten, wurde klarer und prominenter, als ich die Distanz zu ihm weiter überwand. Nur ein paar vorlaute Vögel übertönten mit ihren durchdringenden Rufen auch noch dieses Geräusch. Plötzlich jedoch schien die Welt um mich zum Erliegen zu kommen. Wie angewurzelt blieb ich stehen.

Meine Sicht auf den See wurde von einem menschlichen Umriss gestört. Direkt vor mir hing ein Mann, dessen Beine in der Brise leicht hin und her schwangen. Ungläubig ging ich langsam auf ihn zu. In mir widerstrebte alles dieser Bewegung, und doch drängte es mich zu dem Fremden, als würde ein Magnet mich anziehen. Ich setzte die Füße vorsichtig auf. Ein lächerliches Verhalten. Schließlich konnte ich ihn in seiner Ruhe nicht mehr stören. Mein Blick wanderte nach oben. Dort hing er festgebunden. Eine dünne weiße Kordel schnitt in seinen Hals, deren eines Ende um einen dicken Ast meiner Lieblingsesche geschlungen war. Geschockt glitten meine Augen am Baumstamm herab

und blieben dann an den Wurzeln hängen, die weit aus der Erde herausragten. Ich saß oft auf ihnen und sah über den See hinweg. Das Bild, das sich mir für gewöhnlich bot, wurde auf der einen Seite von Bäumen und Schilf gerahmt, auf der anderen von der kleinen Insel im See, die nur mit einer Fähre zu erreichen war. Nun war diesem Bild eine Leiche hinzugefügt worden.

Entsetzen ergriff mich. Im ersten Moment war ich nicht in der Lage, mich zu rühren. Doch immer mehr mischten sich morbide Neugierde und vor allem eine absurde Wut mit in meine Empfindungen. Dies hier war mein persönliches Kleinod, der Ort, an dem ich zur Ruhe kam, der mir Frieden schenkte. Wie konnte dieser Typ hier eindringen und mit seinem Tod den Platz besudeln? Nie mehr würde ich unbekümmert auf die Lichtung treten können. Sofort würde die Erinnerung an diese Entdeckung auf mich einströmen, mich überschwemmen und in ihren Fluten hilflos zurücklassen. Was dachte der Fremde sich dabei, gerade hier seinem Dasein ein Ende zu bereiten? Überall sonst hätte es mich nicht berührt. Ich kannte ihn nicht, ich hatte keinen Bezug zu ihm. Aber mit dieser Tat zwang er sich in mein Leben und verseuchte meinen Ort des Friedens. Es war rücksichtslos und egoistisch von ihm gewesen, sich dieses herrliche Stück Erde für seinen letzten Akt auszusuchen. Er hätte sich

irgendwo in einer finsternen Ecke verstecken sollen, um das zu vollenden, was er sich vorgenommen hatte.

Verwirrt stoppte ich meine Überlegungen. Irgendwo in den hinteren Regionen meiner Gehirnwindungen war mir bewusst, dass diese Art zu denken krank war, dass sie gewiss nicht dem entsprach, was man ein angemessenes Verhalten nennen konnte.

Ich atmete achtsam einige Male tief durch, dann musterte ich den Mann mit noch immer vor Wut zusammengezogenen Augenbrauen. Jedes Detail prägte sich mir exakt ein. Sein Kopf hing nach vorne geneigt. Das Gesicht war blass mit kantigen Zügen, seine Figur schlank, die Haare hatte er zur Glatze abrasiert. Anscheinend hatte er bis vor kurzem noch einen Vollbart getragen, denn seine Haut in diesem Bereich war deutlich heller als im Rest des Gesichtes. An seinem Hals sah ich zahlreiche Tätowierungen, die sich bis über den linken Hinterkopf zogen. Auch auf seinen Armen erkannte ich Tattoos in Form von Teufeln oder Dämonen, die in den Ärmeln seines T-Shirts verschwanden. Vorne an seiner Jeans zeichnete sich ein dunkler Fleck ab. Angeekelt verzog ich die Mundwinkel. Doch dann begann ich sofort, ihn näher zu analysieren. Mein Zwang, alles einzuordnen und zu kontrollieren, drängte sich in den Vordergrund. Dieser Mann schien mir nicht der Typ zu sein, dem ich einen